

Rittmeister Brand.

1)

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

1.

Dietrich Brand entstammte einer uralten angesehenen Kaufmannsfamilie. Seit fast einem Jahrhundert bestand das Rohseidengeschäft Brand u. Co. in Ehren auf dem Wiener Platz. Es hatte seine Begründer und ihre nächsten Nachfolger reich gemacht und trotz der Ungunst der Verhältnisse in den letzten Dezennien keinen Rückgang erfahren. Diesen Erfolg verdankte das Haus der Tüchtigkeit seines Chefs, und niemand zweifelte, daß sein willensstarker und energischer Sohn sein Nachfolger werden würde. Durch lange Zeit blieb das streng, sogar vor einander bewahrte Geheimnis seiner Eltern: Dietrich zeigt zum Kaufmannsstande wenig Lust und Talent.

Trotzdem war es ein Tag des Entschens für sie, als er kam und ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kundtat, nichts anderes zu werden, als wozu er sich im Innersten berufen fühlte, Soldat.

Warum Soldat, um Gotteswillen? Warum nicht Beamter oder Landwirt, wenn schon durchaus nicht Kaufmann? — Ja, weil er dazu beitragen wollte, die außer Rand und Band geratenen Menschen wieder an Zucht zu gewöhnen. Weil er erziehen wollte, wie er von klein auf getan. Das mußten die Eltern gelten lassen. An dem Hunde und dem Papagei seiner Mutter, an den Tauben und Spazern, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fenster Sims lockte, an allen hatte er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa in Neuwaldegg Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben, den er kommandierte und der ihm gehorchte, weil es sich von selbst versteht, daß man dem Dietrich Brand gehorcht.

Dem Vater wollte das Befehlshaberische im Wesen seines Sohnes nicht gefallen: „Aus Dir wird einmal ein Schulmeister,“ sprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeister, ein General,“ antwortete Dietrich.

Ja, sie hätten es voraussehen können und nicht schweigen sollen. Auch nicht zu den schweren Kämpfen, die er im stillen bestand. Den Trübsinn, der ihn seit längerer Zeit ergriffen hatte, sein übles Aussehen, die roten, überwachten Augen, mit denen er jeden Morgen zum Frühstück kam, erklärte Vater Brand für Symptome der Uebergangsjahre, die einem weiter keine Sorgen zu machen brauchen. Das sagte er freilich nur, um die „Frau“ zu beruhigen, die sich wieder ihm zu Liebe beruhigt stellte; denn die wahre Liebe, die alles kann, kann sogar ihre eigenste Natur verleugnen, kann sogar lügen, wenns gilt.

Als Dietrich ihnen sein Vorhaben mitteilte, wußten die beiden gar wohl: Leicht ist es ihm nicht geworden, unsere Luftschlöffer nieder zu reißen und unsere Altershoffnungen bankerott zu machen.

Was ihnen anfangs ganz unauffindbar schien, war der Zusammenhang zwischen seiner Lust am Erziehen und seiner Liebe zum Militärstande. Er wies ihnen aber nach, daß kein anderer so viel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächsten fördernden Einfluß zu nehmen. Und in diesem edelsten Stande gibt es wieder keine Waffengattung, die dem Erzieher so viel Möglichkeit bietet, sein Talent nutzbringend zu entfalten, wie die Kavallerie. Das Wesen, dem ich meine Sorgfalt widme, wird zugleich angehalten, die seine einem anderen Wesen zu spenden — seinem Pferde. Da steht also der Mann gleichsam in der Mitte zwischen einer heilsamen Wirkung und erfährt zugleich zweifachen Nutzen. Deshalb wollte Dietrich Brand nicht nur Soldat, er wollte ein Reiter werden, ein schwerwiegender, ein Dragoner.

„Unser Sohn ist ein Feuergeist,“ klagten die tiefbetrübten Eltern ihrem Vertrauensmanne, dem greisen Buchhalter; und er dachte bei sich: Zur Hälfte Feuergeist, zur Hälfte Pedant. Die Sorte geht alles durch.

Klug wie er war, befolgte er auch dieses Mal die bewährte Praxis, die ihm das Vertrauen des Herrn und der

Frau Prinzipal sicherte. Er riet ihnen, das zu tun, was sie ohnehin getan hätten — nachzugeben.

Der Vater versöhnte sich nie ganz mit der Berufswahl Dietrichs; aber das uneingeschränkte und einstimmige Lob, das seinem Sohne gezollt wurde, freute ihn doch. Was seine Vorgesetzten am meisten an ihm rühmten, um was seine Kameraden ihn am meisten beneideten, das war die unerschöpfliche Geduld, die ihn bei all seiner eisernen Strenge nie verließ.

„Gätten wir viele Offiziere wie Sie, würde unsere Armees zur grandiossten Volkserziehungsanstalt der Welt,“ hatte ein sehr hoher Herr zu Dietrich gesagt, und an diesen Ausspruch erinnerte man sich im Regimente noch lange, nachdem Brand aus ihm geschieden war.

Seine Mutter geriet nach und nach in eine wahre Begeisterung für den Militärstand. Am Tage der Ernennung ihres Sohnes zum Leutnant begann sie den Militarismus zu studieren. Sie fehlte bei keiner Reue auf der Schmelz; Remonte, Train, Menage, Zug, Eskadron, Regiment, Division, in der Tour, außertourlich usw. wurden für sie gebräuchliche Worte. Von allen kamen aber keine so oft über ihre Lippen wie die: „Mein Sohn, der Leutnant.“ Als sie sagen durfte: „Mein Sohn, der Oberleutnant,“ und als er in dieser Charge die Wiener Garnison bezog, da mußte Vater Brand mit ihr hinausfahren auf den Exercierplatz zu jeder Truppenausrückung. Die Gattin an seiner Seite geriet beim Defilieren der Regimenter in solche Ekstase, daß er sich fragte, ob der Sohn nicht am Ende von ihr die kriegerischen und heroischen Neigungen geerbt habe. Aber die erbliche Belastung wäre in dem Falle schwer nachweisbar gewesen, denn Frau Brand entstammte, wie ihr Gemahl, einer alten, friedfertigen Kaufmannsfamilie.

Im Winter wurde der Zug des Oberleutnants Brand mit Pulz- und Seelenwärmern, mit Socken und Flanellunterkleidern so reichlich versehen, daß die Leute sich durch ihr behagliches Aussehen vor allen anderen auszeichneten. Frau Brand erlebte auch noch die Glückseligkeit, von ihrem Sohne, dem Rittmeister, sprechen zu können und ihren guten Alten dazu ein wenig schmunzeln zu sehen.

Zu der Kaiserreue in dem Jahre, in dem Dietrich zum ersten Male eine Eskadron kommandierte, kam seine Mutter allein gefahren im schönen offenen Landauer. Die Pferde hatten schwarze Geschirre, und die Diener trugen schwarze Livree, und im Wagen saß eine gebrochene Frau in Witwen-trauer. Noch ein Jahr, und der Rittmeister hatte keine Eltern mehr, er hatte auch sonst niemand, er hatte nur seinen Beruf.

Nein, man darf nicht sagen „nur“, wenn von einem Beruf die Rede ist, von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund. — So glaubte Dietrich wenigstens damals.

2.

Wenn seine Mutter ihm gesagt hatte: „Du solltest doch endlich ans Heiraten denken,“ war seine Antwort gewesen: „In Gottesnamen, nur nicht zu viel, nur nicht zu oft; mein Beruf läßt mir keine Zeit zu Nebenbeschäftigungen.“

Und gerade im ersten Sommer nach dem Tode der guten alten Frau verliebte er sich. Es geschah so fachte, so allmählich, daß er's anfangs gar nicht merkte. Die Ehe seiner Eltern hatte ihn gelehrt, von der Liebe den höchsten Begriff zu haben. Sie kommt nicht, oder im Triumphe, die unwiderstehliche, allmächtige Siegerin. Und nun war sie erschienen ohne Sang und Klang, hatte sich ihm ins Herz geschlichen unter fremdem Namen, in der bescheidenen Gestalt von Sympathie, Wertschätzung und tiefem Mitleid.

Die es ihm angetan hatte, hieß Sophie von Henning und war die Tochter eines mährischen Landedelmannes, der sich, als Brands Eskadron in der Nähe seines Gutes einquartiert wurde, eben damit beschäftigte, die Reste seines einst ansehnlichen Vermögens in alle Winde zu streuen.

So lange seine, ihm weit überlegene Frau am Leben gewesen war, hatte sie verstanden, seiner Verschwendungslust bis zu einem gewissen Grade Einhalt zu tun. Nach ihrem Tode, den er sechs Wochen lang leidenschaftlich betrauerte, erwachte er aus seinem Trame als ein verjüngter, lebens-

Freudiger Mensch. Er färbte seine Haare, unterzog sich einer Entfettungskur, machte jungen Damen den Hof, stellte kostbare Pferde in den baufälligen Marstall ein, steckte seine dörfliche Dienerschaft in Livreen von falscher Eleganz, und hielt offenes Haus.

Seine Tochter sah den Augenblick des unabwendbaren Zusammenbruches immer näher herankommen, war aber dem leichtsinnigen Vater gegenüber ohnmächtig. Sie konnte nichts tun, als mühsam und unter Entbehrungen aller Art die Lücken und Risse verkleistern, die hinter der kläglichen Herrlichkeit des zugrunde gehenden Haushalts klasten.

Herr von Henning nahm die Hilfe Brands, der ihn schon mehrmals aus momentaner Verlegenheit gerettet hatte, mit der größten Unbefangenheit in Anspruch. Sobald der hartgefottene Optimist die Spur einer Neigung des Rittmeisters für Sophie wahrgenommen hatte, stand es für ihn auch fest: Brand wird sein Schwiegerjohn und rangiert ihn. In fröhlicher Weinlaune vergaß er sich einmal so weit, daß er in Gegenwart der beiden Anspielungen auf diesen Zukunftsplan machte.

Von Stunde an veränderte Sophiens Benehmen gegen Brand sich völlig; keine Spur mehr des unbefangenen Vertrauens, mit dem sie ihm bisher begegnet war, auch keine auffallende Zurückhaltung, die wieder auszeichnend gewesen wäre. Gleichgültigkeit schien an die Stelle der stillen, tiefen Neigung getreten zu sein, die in ihr erwacht war, ihren Ernst hold durchsonnte, ihr stilles Wesen lieblich verklärte.

Aber Dietrich ließ sich nicht täuschen; er bewunderte die Seelenstärke, mit der sie ihre Neigung verleugnete, den Stolz, aus dem diese Selbstverleugung entsprang. Zum ersten Male erwog er die Möglichkeit, seine goldene Freiheit aufzugeben und sich fürs Leben an ein anderes Wesen zu fetten. Dann hatte er die Wahl: austreten — den Gedanken schleuderte er nur so hinweg; oder: allen seinen Ueberzeugungen und Grundtatsachen untreu werden und als verheirateter Mann weiter dienen. Also — tun, was er von jeher verschworen hatte: eine Frau, und weiß Gott wie bald, auch Kinder nachschleppen in kleine Kavalleriegarnisonen, immer bereit, das eben erst errichtete Zelt wieder abzubrechen.

Militärwirthschaften — er hatte ihrer genug vor Augen — waren ihm ein Grauel. Kaum hat die Familie sich seßhaft gemacht, wohnt leidlich, schickt die Kinder in die Dorfschule oder den Dorfschullehrer zu den Kindern, und schon wieder heißt es wandern. Die richtige „ärarische Frau“ sagt dann zu ihrem Manne: „Du brauchst dich um nichts zu kümmern, die Ueberjiedelung ist meine Sache.“ Der Bagagewagen steht vor der Thür und daneben sie und überwacht das Auf- und Abladen der Einrichtungstücke, der Betten, der Kisten. Ein Kind hängt sich an ihr Kleid, ein anderes ist in Gefahr unter die Räder zu kommen, sowie der Wagen sich in Bewegung setzt, ein drittes heult um sein Schaukelpferd, das ihm davon geführt wird. Der „ahnungsvolle Engel“ sieht es im Geiste schon nach dem Ueberladen auf den Lastzug und von da wieder auf den Fuhrmannswagen mit drei Beinen ankommen, wenn's gut geht. Die Tische und Stühle teilen sein Schicksal. Im unbekanntem Lande, im neuen Haus, das meistens eine Hütte ist, wird dann geleimt, geflickt, die Bude wieder hergerichtet — fürs Auge.

So manche unternehmende Leutnantsgattin läßt schon am Tage des Einrückens in die Station einige Offiziere zum Tee. Auf einer umgestürzten Kiste wird er serviert, aus scharfem Tassen getrunken. Wie der Hausrat aussieht, wie die Kinder untergebracht sind, darüber geht man hinweg mit Leichtsinne und Humor. — Aber haben muß man die, ein Bedant darf man nicht sein, für den die schönste Frau allen Reiz verliert, wenn er dahinter kommt, daß sie nicht Ordnung hält in ihrem Wäscheschrank. Ein solcher Mann darf seine Frau nicht in Tagen bringen, in denen die Schönheit der äußeren Lebensform gar zu oft verlegt werden muß.

Nein denn, und dreimal nein.

Und nun kam er auf den Gedanken, den er schon als völlig unausführbar verworfen hatte, zurück — den Dienst aufgeben.

Ja, er überlegte, erwog die große Frage aufs neue. Konnte es einen besseren Beweis geben, daß er liebte, innig und tief? Aber das Resultat seines peinigenden Nachgrübelns war doch wieder „nein“ gewesen. Und nun stand es fest, und kein Gott hätte daran rütteln können. Dem Rittmeister blutete das Herz. Man sagt das oft so leicht hin: Mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir selbst, wie das ist, wenn sich's zusammenschürt, immer fester, immer erstickender, bis

man meint, die schweren, schmerzenden Tropfen herborquellen zu fühlen, mit denen Frohsinn und Lebensfreude dahinfließen.

Er wußte auch: Sie leidet und vielleicht mehr als er selbst; sie hatte ja nicht einen Beruf, der für alles Trost bietet, sie hat nur elende Sorgen.

Seitdem Brand das Haus Henning mied, war dort ein Freier aufgetreten, der sich bisher vor dem brillanten Rittmeister bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, ein Herr von Müller, Major in Pension, von dem es hieß, daß er ein wohlhabender Mann sei und den traurigen Mut haben wolle, das verschuldete Gut Hennings zu übernehmen. Er knüpfte an dieses problematische Erlösungswerk die Hoffnung, Sophie werde sich entschließen, ihm ihre Hand zu reichen. Sie tat es nicht, sie widersand seinem treuen Werben, dem stehenden Beschwören ihres Vaters.

Brand hörte durch gemeinsame Bekannte ab und zu von ihr in der fernen Garnison, in die sein Regiment versetzt worden war.

Zwei Jahre gingen vorüber, da traf eine überraschende Kunde ein. Müllers Großmut und Güte mußten Sophie endlich gerührt haben, sie war seine Frau geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Individualität.

Eine Satire von Ret Marut.

Ein Schauspieler wollte berühmt werden.

Aber es gelang ihm nicht.

Es ist sehr schwer, berühmt zu werden. Mancher wird es überhaupt nie. Besonders wenn er wirklich etwas kann und wenn seine Begabung und deren Ursprünglichkeit himmelhoch über dem Durchschnitt steht.

Ein halbes Pfund Glück gehört mindestens dazu.

Und Raffinement. Nicht zuletzt, sein Publikum genau zu kennen und richtig einzuschätzen.

Das Glück kam eines Tages in Gestalt des Direktors.

„Herr, da habe ich eine Rolle für Sie. Eine Rolle, sage ich Ihnen! Na, ich sage weiter nichts. Nun zeigen Sie mal, was Sie können. Knien Sie sich hinein. Mit der Rolle müssen Sie es machen, wenn Sie es überhaupt machen.“

„Schön,“ sagte der Schauspieler, „das werden wir schon knobeln.“

Und er spielte die Rolle.

Mein Gott, ja! War ja ganz nett! Er spielte sie recht und schlecht. Recht, wie sie der Dichter gedacht. Und schlecht, wie sie ein anderer Schauspieler auch nicht hätte schlechter spielen können. Ob besser, soll hier nicht entschieden werden. Denn die Individualität ist das eiserne Fundament der Schauspielkunst und nicht — wie noch zwei oder drei arme Tröpfe mit veralteten Anschauungen behaupten — die angeborene Begabung.

Die Majorität muß das wissen, denn die hat recht. Bis morgen früh.

Die Zeitungen schwiegen ihn tot. Hatten ihn, der die Hauptrolle darstellte, einfach gar nicht bemerkt, obgleich sie sogar den Letzten vom Programmzettel, der den Stuhl herausgebracht hatte, mit zwei Zeilen bedachten. Eine Zeitung sogar mit vier und einer halben Zeile, wodurch dieses Blatt im Verkauf die andern um vierundzwanzig Exemplare überflügelte. Denn es gab genau vierundzwanzig Agenten.

Der Direktor sagte: „Herr, ich habe mich in Ihnen bitter getäuscht. Wo sind Sie denn geblieben? Ich habe nicht das geringste von Ihnen gesehen. Machen Sie doch etwas aus der wunderbaren Rolle.“

„Ich werde mir Mühe geben, Herr Direktor,“ sagte der Schauspieler und machte aus der Rolle einen Intriganten mit wildrollenden Augen, roten Struppelhaaren und fleischenden Grimassen.

Die Zeitungen nahmen eine abwartende Haltung ein und der Direktor meinte: „Herr, es tut mir außerordentlich leid, persönlich sind Sie ja ein ganz netter Mensch, aber davon habe ich nichts. Wenn Sie aus der Rolle nichts machen, sehe ich mich genötigt, Ihre Gage um ein Drittel zu reduzieren. Mindestens.“

Darauf der Schauspieler: „Ich werde tun, was in meinen Kräften steht.“

Und er spielte die Rolle auf den Liebhaber hinaus, der vor jämlichem Edelmut stank und noch viel weniger natürlichen Instinkt besaß (und dazu gehört viel), wie der selig entschlafene „Hüttenbesitzer“.

Die Folge war, daß ihn die Kollegen nur noch ganz überhöflich grüßten und wenn er den Rücken gewandt hatte, geheimnisvoll hinter ihm her tuschelten.

Der Direktor teilte ihm „eingeschrieben“ die Gagenreduzierung mit und sagte ihm mündlich: wenn er nicht baldigst aus der Bilanzrolle etwas mache, so sei er vor Gott und den Menschen moralisch verpflichtet, die Gage abermals um ein ferneres Drittel zu reduzieren (sein Direktor braucht in diesem Falle das Fremdwort: verringern), denn derartige — Sm! — Leistungen könne er billiger haben.

Der Schauspieler: „Ich werde mein Bestes dransetzen.“ Die Rolle wurde zu einem geistreichen Spötter gemeinet. Die Mehrzahl der Zeitungen ignorierte ihn. Einzelne aber waren barmherziger. Davon nannte eine den Namen der Rolle und schrieb dahinter in Klammern drei Fragezeichen. Eine andere tat das selbe, nur daß sie in die Klammer ein Ausrufungszeichen in Gänsefüßchen setzte. Die aber, in der der bissigste Rezensent saß, mauerte in die Klammer zuerst einen Doppelpunkt und dahinter ein Semikolon hinein. Das hatte der Schauspieler wirklich nicht verdient.

Die Kolleginnen verbateten sich ganz energisch, daß er sie ferners hin duze.

Und der Direktor eingeschrieben: — — in Folge unserer Vereinbarung auch um das zweite Drittel der vertraglich festgesetzten Gage reduziert. Nithin erhalten Sie ab 1. kommenden Monats nur noch — —

Mündlich: „Herr, ein weiteres Drittel kann ich Ihnen nicht mehr streichen. Ein solcher Barbar bin ich dem doch nicht, daß ich Ihnen auch noch die Möglichkeit nehme, Hasegrüße zu essen. Aber im Interesse der Ehre meines Unternehmens — das Publikum haben Sie mir ja bereits hinausgespielt — muß ich Sie dringend ersuchen, aus der Rolle endlich mal was zu machen. Ich will auch mal was verdienen und nicht immer bloß zusehen. Sie interessieren nicht, Herr! Verstehen Sie? Sie interessieren nicht, das ist nämlich die Hauptsache beim Theater. Sie haben eben keine Individualität.“

Der Schauspieler: „Herr Direktor, ich gelobe Ihnen, mein Herzblut, meine Seele werde ich hineinlegen. Sie sollen zufrieden sein.“

Er machte aus der Rolle im ersten Akt einen eleganten Causeur, im zweiten Akt machte er daraus eine Art Faun, der mit den Worten und Sätzen herumraffe wie ein wildgewordener Affe, im dritten Akt vermengte er beide Gestalten zu einer undefinierbaren und im vierten wurde er wieder vernünftig.

Zum ersten Male seit hundert Jahren wurden da wieder faule Eier auf die Bühne geworfen und das Publikum verlangte stürmisch sein gutes Geld zurück.

Die Zeitungen machten hinter seinen Namen drei Kreuze und drohten außerdem, das Theater zu boykottieren, weil man dort seines Lebens und seiner gesunden Vernunft nicht mehr sicher sei.

Die Parkettreihen lüchteten sich immer mehr. Die sonst darauf gefesselt hatten, saßen sich jetzt lieber Schauer- und Sittensilms an. Die Kultivierteren unter ihnen aber besuchten den neuesten Operettenschlager „Der Schauspieler mit dem Drehwurm“. Hier erholten sie sich von dem betäubenden Einfluß des ernstesten Dramas.

Der Direktor kamte das Stück nicht wieder und erklärte dem Schauspieler saugroh, er werde von seinem Kündigungsrecht Gebrauch machen, er verbitte sich solche Hanswurstauben.

Die Kollegen und Kolleginnen spieen vor ihm aus, und die seine Partner waren, drehten ihm auf offener Szene den Rücken zu.

Nun wurde aus der Rolle ein mummelnder Tattergreis. Der eiserne Vorhang mußte fallen, um zu verhindern, daß unschuldige Blut vergossen würde.

Der Direktor zum Schauspieler: „Sie unverschämter Betrüger, geben Sie sofort die Rolle ab. Oder wollen Sie mich noch länger für einen Schen halten, daß ich so lange Geduld mit Ihnen habe und an Sie glaube? Sofort die Rolle abgegeben und dann aber raus! Aber schleunigst! Sie sind ja geradezu gemeingefährlich. Maus!“

Der Schauspieler draußen: — — —
(Heißt in hochdeutscher Uebersetzung: Sie können mir den Buckel einmal hinauf und einmal herunter rutschen.)

Dann ging er nach Hause und rief: „Benigstens sollt Ihr sie nicht lebendig haben!“ Nahm die Rolle, zerriß sie in unzählige kleine Fetzen und streute sie mitten in sein Zimmer.

Als sich aber niemand fand, der den heroischen Mut besaß, die Unglücksrolle bis Abend zu übernehmen und die Souffleuse außerdem stocherhaft war, sollte er die Rolle heute Abend noch mal spielen. Zum letzten Male.

Und weil es zum letzten Male war und ihm sonst auch alles gleichgültig sein konnte, hob er die Fetzen vom Fußboden auf und legte sie wahllos aneinander, wie sie ihm gerade in die Hand kamen. Aus Langertweile lernte er dann die Rolle so, wie sie jetzt zusammengestellt war.

So spielte er auch am Abend die Rolle. Aus Rache und Bosheit.

Sämtliche Mitspielenden, Herren wie Damen, wußten nicht mehr aus noch ein. Sie liefen durcheinander wie ein irrsinnigewordener Ameisenhaufen und redeten wie im Fiebertwahn.

Die Dekorationen stimmten nicht mehr. Wenn vom heißen Sommer die Rede war, lag dicker Schnee auf den Dächern und wenn einem andern die Sonne blendete (wie er laut Rolle sagte), dann war finstere Nacht. Es regnete in den Salon und mitten im Urwalde standen Plüschmöbel. Der Vorhang fiel direkt in die großen Säue hinein oder zerschnitt rückwärts die wichtigsten Dialoge.

Und wenn er hochgezogen wurde, standen die Feuerwehrlente auf der Bühne im Bege herum (wie überhaupt immer) und die Theaterarbeiter rannten in Hemdsärmeln umher und fluchten und schimpften (auch wie überhaupt immer). Der Regisseur mußte unterbrochen mit kaltem Wasser begossen werden und der vom Ver-

folgungswahn erfasste Inspeizient wurde mit biden Tauen gebunden und mit Mundnebeln zum Schweigen gebracht.

Der Dichter rannte wie ein Wiesel die Zuschauerreihen entlang und erbat sich überall die Programme aus, weil er berechtigter Zweifel hegte, ob das wirklich sein Stück sei, was da oben gespielt wird.

Das Publikum raste. Mief den Dichter, den Direktor, den Regisseur und hob den Schauspieler mit tosendem Jubel von der Bühne herunter und zog im Triumph mit ihm ums Theater.

Nach der Vorstellung erhielt der Schauspieler von vierundzwanzig Agenten und zwölf Direktoren perfekte Verträge unter glänzenden Bedingungen. Aber sein Direktor versprach, die Gage um das Zehnfache zu erhöhen und ihn für kontraktbrüchig erklären zu lassen, falls er einen der angebotenen Verträge annehmen würde.

„Sehen Sie,“ sagte er überhöflich hinzu, „ich habe es Ihnen doch immer gesagt, an der Rolle ist was dran. Sie müssen nur was draus machen. Sie können doch. Warum denn nicht gleich so? Die Individualität ist die Hauptsache. Etwas Besonderes machen. Etwas noch nie Dagewesenes. Richtig braucht es nicht zu sein. Diesen Firlefanz überlassen wir der Provinz. — Sie trinken doch heute Abend ein paar „Mumm extra“ mit mir. Sä?“

Die Kollegen zogen tief den Hut und wagten vor lauter Ehrfurcht nicht mehr, ihn anzusprechen. Und die Kolleginnen sagten, das mit dem „Nichtmehrduzen“ das hätten sie nicht so gemeint, das hätten sie eigentlich ganz anders gemeint, so um die nächste Nuance mehr ins Gegenteil. Er hätte es in seiner übergroßen Vornehmheit nur falsch verstanden.

Die Zeitungen schrieben, er scheine sich zu entwickeln und es sei die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß bei genügendem Fleiß und mehr Herausheben der Individualität vielleicht noch etwas aus ihm würde.

Ein Rezensent aber, der zwar temperamentvoll, dafür aber sehr jung und unerfahren war, in folgedessen mit den Intimitäten eines geordneten großstädtischen Theaterbetriebes und den Kunstanschauungen und Launen des maßgebenden Theaterpublikums nicht genügend vertraut sein konnte, schrieb: „Herr Soundso ist gestern völlig verrückt geworden. Wir hatten das schon lange erwartet, aber nicht geglaubt, daß es so schnell und schmerzlos gehen würde.“

Den suchte der Schauspieler auf, schüttelte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Herr Doktor, ich bin noch nie Ihrer Meinung gewesen. Heute aber gebe ich Ihnen in allem recht.“

Der Rezensent fragte: „Wieso?“ Aber der Schauspieler war schon wieder zur Tür hinaus und hörte es nicht mehr.

Der Rezensent mußte soviel über die Worte des Schauspielers nachdenken, daß er schließlich gezwungen war, seinen Beruf aufzugeben und Modeberichtersteller zu werden. Daß es auch noch ehrliche Künstler geben könnte, daran glaubte er trotz seiner Jugend nicht mehr.

Das Publikum führte Schläachten auf, um Willette zu erlangen. Der Direktor wurde Millionär.

Der Dichter kaufte sich ein Landgut.

Dem Schauspieler haute man noch zu Lebzeiten ein herrliches Denkmal.

Von all den tausend großen und kleinen Leuten, die mit Hilfe eines Denkmals der Menschheit bekannt werden sollen, gehörte er zu den wenigen, die es ausnahmsweise mal ehrlich verdient haben.

Ganz ernsthaft gesprochen.

Denn er hatte am besten begriffen, was seine Zeit von ihm verlangte und was seine Zeitgenossen unter Individualität verstanden. —

Die Schlüsseldichtung.

Als vor einer Weile in einer Tageszeitung Fredsas Roman „Erwin Bernsteins theatralische Sendung“ abgedruckt wurde, hieß es eines Tages, daß ein vielumrittener Bühnenleiter sich in diesem Werke in wenig wohlwollendem Sinne porträtiert gefunden habe und sich darob beleidigt fühle. Fast um dieselbe Zeit wurde aus Buchhändlerkreisen Beschwerde geführt, daß der junge Dichter Siegfried Krebs in einem Roman „August Winzer, oder das Ende der Romantik“ den Verfasser des Bucherlides „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, entgegen den biographischen Tatsächlichkeiten, als einen recht bedenklichen Charakter gezeichnet habe. Bald nachher ging durch die Presse die Notiz — und man fühlte sich an die Erregung gemahnt, die noch heute in dem Eifel-dörfer Eisenhaid ob Clara Viebig's „Weiberdorf“ herrscht —, daß die Bewohner einer französischen Insel den Autor eines Romans „Die Töchter des Regens“, den die Académie Goncourt ausgezeichnet: André Lébigon, verklagt, weil er in seinem Werk die Sitten und Gebräuche ihres Eilandes in sehr ungünstigem Lichte gezeigt. Daß gegen einen Dichter der Vorwurf laut wird, er habe sich in einem Werke Indiskretionen gegen irgendeinen seiner Mitmenschen zuschulden kommen lassen; er habe in seinen Gestalten diesen und jenen absonderlich, ist nichts Neues, und des öfteren ist es sogar wegen derartiger Dinge zu Prozessen gekommen. So mußte vor Jahren Hermann Stehr auf Gerichtsbeschluss hin bestimmte Teile einer Novelle ausmerzen oder umschreiben, weil sich ein Jemand durch die Bildähnlichkeit verletzt fühlte, die er darin in Beziehung auf sich zu entdecken glaubte. Als um 1905 der Leutnant Bilse aus Jorbad wegen eines Romans, in dem er

die sittliche Verrottung einer kleinen Garnison gegeißelt, vor Gericht gezogen und bestraft wurde, war für die bürgerlichen Kreise mit dem Namen dieses unbedeutenden Schreibers das Schlagwort gegeben, unter dem sie von nun an alle Art „Modelldichtung“ zusammenfassen konnten. Wilsse ward der Prototyp des literarischen Ehrabschneiders, der in romanhafter Darstellung das Privatleben anderer der Öffentlichkeit preisgibt, und mit ihm wurden vom Standpunkt der bürgerlichen Gefellungsmoral alle Schriftsteller identifiziert, die erkennbar nach Modellen gearbeitet. Modellbenutzung erscheint hier einfach als ein Zeichen eifrig milderwertiger Gesinnung, und Thomas Mann, der eingeständenermaßen sich stets an die Züge eines Vorbildes hält, durfte es erleben, daß in einem Prozeß, der in der Stadt der „Buddenbrooks“ spielt, wo man die Urbilder seiner Romangestalten kennt, sein Name dem jenes Leutnants gleichgesetzt wurde. In einer Broschüre lehnt Mann diese Gemeinschaft, die man ihm zugemutet, ab, und er sucht vom Standpunkt des Künstlers aus den Beweis zu führen, wie ungerecht und unzulänglich die Betrachtung eines Kunstwerkes von dem einseitig moralischen Gesichtspunkt der bürgerlichen Ehrenfrage ist.

Bis zu einem gewissen Grade benutzt jeder Dichter Züge der Wirklichkeit, der eine mehr, der andere weniger, und selbst der phantasiebegabteste kommt ohne ein Beobachtungsmaterial nicht aus, gleichviel auf welchem Wege es zu ihm gekommen. Ein Boccaccio, ein Dante gehen so weit, daß sie Zeitgenossen offen mit Namen in ihre Dichtungen einführen. Goethe hat sich an reale Erlebnisse gehalten. Flauberts Madame Bovary existierte. Turgenjew und Ibsen brauchten Modelle. Und selbst der Gespenster-Hoffmann suchte zu seinen grotesken Gestalten, wie zum Klein Raches, nach Vorlagen. Aber sind die Menschen im „Werther“ etwa identisch mit den wirklichen Menschen, unter denen Goethe jenes Werk erlebte? Der Dichter selbst verwahrt sich gegen solche Ausdeutung seiner Schöpfung. Er nennt das Publikum, das, anstatt sich an den Geist des Werkes zu halten, die Ähnlichkeiten zwischen der Volte der Dichtung und der Charlotte Buff, zwischen Albert und Resner festzustellen sucht, „eine Heerde Schweine“. Ueberhaupt ist der Fall Werther durchaus beleuchtend für die ganze Modellfrage. Goethe hat die Liebesleiden seines Legationssekretärs selber durchlebt. Aber als sie sich ihm zum dichterischen Motiv auswählten, wurden sie ihm etwas ganz anderes als das persönliche Erlebnis. Werther ist Goethe und trägt Goethesche Züge. Aber er ist mehr (und weniger) als Goethe. Er ist dem Dichter ein Typus geworden, ein Sinnbild des liebenden Empfindsamen überhaupt. Die Wirklichkeit vertieft sich ihm, und er schafft sie in diesem Sinne um. Und auch die anderen Gestalten werden ihm im Ganzen der Idee zu anderen. Er gestaltet ein Stück Leben, wie er's gesehen; wie er's erlebt. Nicht dieses Stücker Einzelleben, sondern das Leben, das er in dieser Gestalt und auch vielleicht noch in anderen gesehen. Alles Dichten ist Umbilden, wenn auch die Wirklichkeit scheinbar noch so genau festgehalten wird. Die äußere Wirklichkeit hat für den Künstler keine selbständige, sondern nur eine übertragene Bedeutung. Ein geiziger Bucherer wird einem Valzac zum Phänomen. Es ist vielleicht ein kleiner, unbedeutender Vursch. Dem Dichter aber wird er zum Repräsentanten seiner Art, und er schafft aus ihm die Gestalt des verbrecherisch fürchtbaren Gobsed. Gobsed ist nun für alle Welt der Bucherer schlechthin; denn er ist zum Typ, zum Vertreter der Gattung geworden. Aber ist er nun noch der kleine Gurgelschneider aus der Pariser Gasse? Mit gutem Recht kann das niemand sagen, wenn er ihm auch noch so ähnlich sieht. Er ist aus seinen ursprünglichen Beziehungen herausgehoben und zu einem Neuen in Beziehung getreten; der wirkliche Gobsed aber würde sich wahrscheinlich durch Valzacs Schöpfung kompromittiert fühlen, wie es auch die Restner's beim Erscheinen des „Werther“ taten, und zwar einerseits durch die äußere Ähnlichkeit und andererseits durch die nicht verstandene, aber doch gefühlte Unähnlichkeit, die das Resultat der inneren schöpferischen Umbildung ist. Gobsed würde rasend sein, daß Valzac ihn zu solchem Scheusal gemacht vor aller Welt, wie der Gatte Voltas Goethe vorwerfen konnte, daß dieser ihn für die Leute zu einem anderen gemacht, als er sei; denn was der Dichter zu dem Originalporträt „hinzugefügt“, ist es, was in der Regel am meisten zur Erbitterung reizt, weil der Fernstehende nun diese Züge auch im Urbild sucht.

Nur wenn man ins Zentrum künstlerischen Erlebens und Schaffens hineingeht, kann man die Modellfrage richtig anschauen. Der ganze Wirrwarr, der hier herrscht und zu direkten Verämbungen der Unkünstlerischen an der Kunst führt, kommt lediglich aus dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der künstlerischen Auffassung der Wirklichkeit. Der Bürger sieht in Frau Alving nur Frau Alving; der Dichter aber sieht in ihr die Tragödie der Frau, der die Lebenslüge zum Schicksal wird. Der Bürger, der Frau Alving kennt, wird sich erregen, daß Ibsen ihr Privatleben auf die Bühne bringt; der Dichter aber wird nur das Ueberpersönliche, Schicksalhafte, das uns alle angeht, in dieser Existenz fühlen, und aus einem inneren Drange, ein Geheimnis des Menschlichen sichtbar zu machen, sie vor uns hinstellen. Das Stück Wirklichkeit, das er aufgreift, wird dem Künstler, indem er es gestaltet, zu etwas anderem, als es war; zum Sinnbild einer Lebenserfahrung, eines Lebensgesetzes, zu dem es im Innern des

Schöpferischen in Beziehung getreten und von wo aus es umgebildet wird. Selbst dem Satiriker, wenn er's im großen Sinne ist, ist der Fürst, den er verhöhnt, nur als Typus, nicht als Subjekt interessant und wertvoll, und er gibt das Subjekt nicht als solches, sondern als Typus. Die Modellsucherei ist deshalb dem echten Kunstwerk gegenüber eine unangehörige Verdrängung der künstlerischen Betrachtungsweise durch kunstfeindliche Elemente. Gewiß gibt es Schlüsselromane, die aus der Luft an der Seriation oder aus sonstigen schlimmen Absichten heraus entstanden sind und bewußt mit Indiskretionen arbeiten. Hier kann man vom Typus Wilsse sprechen; aber die Kunst hat damit nichts zu tun. Die beste Feuerprobe für den Wert einer angeblichen Schlüsselbildung ist, wie Otto Ludwig einmal feststellte, ihre Wirkung an Orten und zu Zeiten, da man von den „Modellen“ nichts weiß. Ein echtes Kunstwerk muß durch seine Eigenkraft zu dauern vermögen.

P. H.

Kleines feuilleton.

Geisfunde.

Untersuchungen über elektrische Unfälle. Nach Dr. Jellinek-Wien wird die Gefährlichkeit schwächerer elektrischer Ströme gewöhnlich unterschätzt, die herkömmliche Gefahrgrenze (300 Volt für Wechselstrom und 500 Volt für konstanten Strom) ist zu hoch angesetzt, denn schon ein Strom von 100 Volt kann unter Umständen sofortigen Tod herbeiführen, andererseits wurden schon Ströme von 20 000 Volt berührt ohne weiteren Schaden als örtliche Verbrennungen. Der stärkste Schutz gegen das Eintreten des Stromes in den menschlichen Körper ist, abgesehen von der Haut — die Kleidung, vorausgesetzt, daß sie gesund und trocken ist. Die Stärke der Wirkung des Stromes hängt größtenteils davon ab, ob er erwartet wird. Wer absichtlich einen Leitungsdraht berührt, kann 100, ja 300 Volt starke Ströme ungestraft ausfallen, aber derselbe Mann wird getötet, wenn ihn der Strom unerwartet trifft. Die Verbrennungen durch elektrische Ströme sehen sehr übel aus, haben aber meist auffallend rasch und gute Heilung mit weichen Narben. Früher wurden manche Amputationen unnötigerweise wegen einer solchen Brandwunde ausgeführt. Elektrische Wunden sind schmerzlos und nervöse Störungen nach elektrischen Beschädigungen kommen nicht vor.

Die erste Hilfe bei Verletzungen durch den elektrischen Strom besteht in künstlicher Atmung, die eventuell stundenlang fortgesetzt werden muß und auch, wenn der Verletzte schon Stunden für tot dargelegen hat, noch Erfolg verspricht, doch ist es wichtig, sie möglichst bald einzuleiten. Vorher muß natürlich der Verletzte aus dem Bereich des Stromes entfernt werden, wobei der Helfer sich durch ein trockenes Brett, einen Teppich oder dergleichen vom Boden zu isolieren und seine Hände in Ermangelung von Gummihandschuhen und isolierten Zangen mit seinen Nockarmeln zu schützen hat. Hautreize können bei der Wiederbelebung nebenbei verwendet werden, doch darf die künstliche Atmung ihretwegen keinen Augenblick ausgesetzt werden.

Technisches.

Die ideale Dunkelkammer. Um einen Raum hinreichend zu verdunkeln, damit er zur Entwicklung photographischer Platten oder Films benutzt werden kann, wird oft viel Mühe ohne völligen Erfolg aufgewandt. Wenn nicht jeder Strahl weißen Lichts ausgeschaltet wird, fühlt sich der Amateur unsicher, und er hat auch recht mit seinem Argwohn, zumal wenn er außerdem eine undichte oder sonst ungeeignete „Sicherheitslampe“ benutzt. Allzu ängstlich würde er nicht sein dürfen, wenn er nur seinen Arbeitsplatz vor direkten Lichtstrahlen schützt. Selbst wenn er einen fensterlosen Raum zur Verfügung hat, werden ihm die Türriegen oft Ungelegenheit bereiten. Die obere und seitliche Ritze verschließt man am besten mit dem gewöhnlichen Material, das zur Dichtung der Türen und Fenster gegen den Zug verlaßt wird und an der Tür selbst festgenagelt werden kann. Die Spalte an den Türangeln wird zweckmäßig mit flachen Lederstreifen bedeckt, doch kann man dazu auch einen anderen undurchsichtigen biegsamen Stoff benutzen. Am sorgfältigsten muß die untere Türspalte behandelt werden, durch die häufig eine wahre Flut von Licht eindringt. Hier hilft man sich dadurch, daß man einen Holzstreifen unmittelbar außerhalb der Tür auf die Schwelle nagelt. Damit man nicht darüber fällt, kann er an den oberen Rändern abgerundet werden. Um ein gutes Ergebnis zu erzielen, muß die Tür geschlossen und das Holz mit einem Rande so darunter gehoben werden, daß es wie ein Keil in die Spalte eintritt. Zuweilen macht auch ein Ofen oder Ramin Schwierigkeiten, der durch den Schornstein Licht durchläßt. Dagegen kann ein undurchsichtiges Gewebe gebraucht werden, das auf einem einfachen Schirm ausgezogen ist. Meist wird ein derartiger Schirm auch zur Abwehr des Lichts genügen, das von einem brennenden Ofen ausgeht, ob dieser nun mit Kohle oder mit Gas beheizt wird. Da die von einem solchen Feuer ausgehenden Lichtstrahlen längst nicht so wirksam sind wie die des Tageslichts, so braucht man nur dafür zu sorgen, daß man von den Plätzen aus, wo die Platten ausgepackt und gehandhabt werden, das Feuer nicht zu sehen vermag.